zirkusse brachten nur noch Schaustücke, und Tanzgirls traten an Stelle der alten soliden Artisten; kein Großunternehmen interessierte sich mehr für dressierte Hunde. Die Verbitterung zog in Jeans Herz ein, und er fing an, der Welt zu grollen.

Selten kommt ein Unglück allein. Eines Abends, als er mit Mister in den Wohnwagen zurückkehren wollte, lief die Dogge aus einem unerklärlichen Grunde davon. Er setzte ihr nach und suchte sie um jeden Preis einzufangen — vergeblich. Morgens aber lag sie erschöpft am Zirkuseingang, zitternd, kaum fähig, den Kopf zu heben. Sie heulte, wenn er sie nur leise berührte. Für sein letztes Geld — die Gage war noch nicht ausgezahlt —, holte er einen Tierarzt, der Rheumatismus vermutete und empfahl, Mister zu erschießen, wenn nicht bald Besserung einträte. Wer aber in einem kranken Tier seinen letzten wahren Freund besitzt, kann nicht so handeln. Für Jean Bodri verkörperte die Dogge zudem die letzte Erinnerung an bessere Tage. Er wich nicht mehr von ihrer Seite, tat ihr zuliebe, was er konnte, sprach und weinte mit ihr. Der bloße Gedanke, der Tod würde ihm den treuen Kameraden entreißen, konnte ihn fast rasend machen.

„Das geht zu weit, Kollege", tadelte ein Artist, der ihr schluchzend bei seiner Dogge fand. „Schließlich ist Mister auch nur ein Tier. Wäre es nicht besser für Sie, gleich Ihrem Bruder, mit Raubtieren aufzutreten? Sie sollten sich umstellen!"

Er hörte ihn wortlos und mit feuchten Augen an, worauf der andere achselzuckend hinausging. Er wußte, daß Jeans Gefühl stärker war als seine Vernunft, und daß sein Herz sich nicht wie ein Hebelgriff herumwerfen ließ. —

Zwei Tage später trat eine Besserung in Misters Befinden ein. Die Sonne brach eben durch eine Wolkenwand und schaute in den Wagen. Da erhob sich das Tier, ein Glänzen in den Augen. Jean Bodri beobachtete gespannt, wie es seit der Erkrankung zum ersten Mal seinen Futternapf leerte. Seine Freude kannte keine Grenzen.

„Gratuliere! Famos!" hieß es im Zirkus, als die anderen davon erfuhren. Ein sonderbarer Kauz, dachten die meisten, während sie ihm die Hand drückten und sich darüber wunderten, daß er in seiner hellen Freude ihren Spott nicht merkte. Der Direktor aber blieb aufrichtig. „Ausgezeichnet", lachte er und zwirbelte seinen Schnurrbart. „Da wird Mister wohl bald wieder zu Pferde sitzen, was? — Ich hatte mir schon Sorgen gemacht. Offen gestanden, bei dem kleinen Personal kann ich keine Programmnummer entbehren."

Es tat Jean Bodri weh, das zu hören. Doch er kannte den Kampf ums Brot. Jeden Abend, wenn die Zirkusmusik einsetzte, hatte er jetzt Mühe, die unruhig werdende Dogge, die sich ihrer Pflichten zu entsinnen schien, zurückzuhalten. „Wart' bis morgen", bat er dann Mister, und während er später als Clown auftrat — er hatte vorübergehend diesen Posten übernommen, um sich nützlich zu machen — fürchtete er nur, das Tier könne allein den Weg in den Stall finden und für seine Nummer bereitgehalten werden. Doch drei Abende sorgte er sich umsonst. Niemand erkundigte sich nach Mister. Das gute Wetter hatte soviel Besucher in den Zirkus gelockt, daß sogar die fälligen Gagen ausgezahlt wurden. Die große Konkurrenz hatte die Gegend noch nicht abgegrast...

„Wir wollen die Maschine ölen", lächelte tags darauf der Direktor listig, Jean Bodri einen scherzhaften Schlag auf die Schulter gebend. „Ich suche ein paar neue Nummern." „Mister braucht noch Ruhe", versetzte der Artist ängstlich und ausweichend.

Niedergeschlagen entfernte sich Jean Bodri. Er wagte nicht, anderer Meinung zu sein. Der schon begonnenen Nachmittagsvorstellung wegen aber konnte er keine regelrechte Probe mehr abhalten, auch fürchtete er, die Kräfte des Tieres dadurch übermäßig anzustrengen. In seiner Not nahm er Mister mit in den Stall und band das Pferd los, das er sonst ritt. Die Dogge verstand ihn, sprang hoch und saß auf des Schimmels Rücken. Ihr stolzes Bellen stimmte in das freudige Lachen Jean Bodris ein.

Der Abend kam. Jean Bodri hatte während des Auftretens seiner Dogge den Stallknecht zu mimen. Als er, die Peitsche in der Hand, den Stall betrat, war das Pferd schon aufgezäumt. Einen Augenblick beugte es den schönen Kopf zu seinem vierbeinigen Reiter, der es liebkosend umsprang. Ein Walzer klang herüber; im Zirkus arbeitete eine Schleuderbrettruppe.

Verfolgt von der kläffenden Dogge und ihrem Herrn, wurde dann der Schimmel eingelassen. Ganz Feuer und Hingebung, schnellte Mister auf das jagende Tier zu, stand auf ihm, sprang hinab und erreichte es wieder. Ein paar dutzend Male hatte er so in der Manege seine Künste gezeigt. Es war Misters Ehrgeiz, als vorzüglicher Jockei zu gelten — Jean Bodri behauptete es wenigstens —, das flotte Marschtempo und der Beifall des Publikums hielten seinen Eifer wach. Nun drehte sich der drollige Reiter gar wie ein Kreisel auf des Pferdes Rücken, daß die Zuschauer in lautes Lachen ausbrachen. Jean strahlte; er war vernarrt in seinen Freund.

Da geschah das Unglück. Mister, der vom Pferd geglitten um es wieder zu ersteigen, heulte plötzlich auf. Er war zu kurz gesprungen und ein Hufschlag traf seinen Kopf. Als Jean zu dem Niedergeworfenen stürzte, lag das Tier schon mit starren Augen da. Blut sickerte aus einer kleinen Wunde.

Lange noch saß Jean im Stall vor seinem toten Kameraden. Seine Hand lag auf dem kalten Körper. Zusammengekauert hockte er da, und konnte die bangen, aufgerissenen Augen nicht von ihm wenden...

Americana.

Ein Modefachmann hat einmal behauptet, die Mode wechsele rhythmisch wie Ebbe und Flut. Offenbar haben sich unsere Damen auf Hochwasser eingestellt ...

*

Jetzt kommt es heraus, daß der König von Italien ein Münzensammler ist. Wir wußten doch, daß er schließlich mit irgend etwas seine Zeit verbringen mußte ...

*

Dr. Edward Grant Conklin zufolge gab es und gibt es keine vollkommenere Frau als die Venus von Milo und keinen vollkommeneren Mann als Apollo. Dr. Conklin hat sicher noch keine Filminserate gelesen ...

*

Madame Galli-Curci hat in einem Vortrag über Studentenselbstmorde gesagt, Studenten der Musik töteten sich nachweislich nie selbst. Sie hätte hinzufügen sollen, daß sich dafür zuweilen ihre Nachbarn töten ...

*

Die Vereinigten Staaten sind dabei, ein Kriegsflugzeug mit fünf Maschinengewehren zu bauen, und hoffen, das Ding noch vor der nächsten Abrüstungskonferenz fertig zu kriegen ...

*

Die Zeitungen drucken viele Bilder von unseren College-Studenten in allen möglichen Beschäftigungen. Tatsache ist, daß wir noch nie ein Bild gesehen haben, auf dem ein Student mit einem Buch in der Hand abgebildet gewesen wäre ...

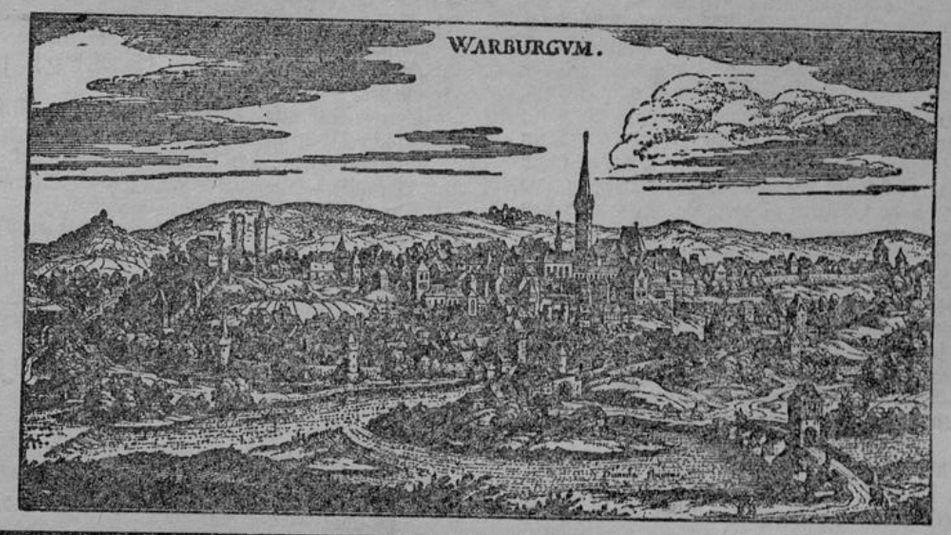
*

Westfälische Jugendschriften.

Der Westfälische Heimatbund hat die Herausgabe von Bücherlisten der schönen Literatur, der Kunst und des Bauwesens, der Geschichte, Volkskunde und Natur Westfalens in Angriff genommen. Das Bändchen über „Westfälische Heimatliteratur" (80 Seiten bearbeitet von L. Schröder) ist bereits 1926 erschienen. Als notwendiger Unterbau zu diesen Bücherlisten ist nun soeben ein neues Heft erschienen: „Westfälische Jugendschriften. Ein Verzeichnis mit Beurteilungen. Im Auftrage des Westfälischen Heimatbundes und in Verbindung mit den Jugendschriftenausschüssen der Lehrer- und Lehrerinnenverbände Westfalens bearbeitet von Heinrich Gathmann, Rektor in Arnsberg" (48 Seiten, Münster, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung). Die sorgfältig ausgesuchten Bücher, denen eine zuverlässige Beurteilung beigefügt ist, sind nach Altersstufen (Lesestufen) geordnet und in folgende Gruppen gebracht: 1. Aus der Volksüberlieferung. 2 Aus der Kunstdichtung. 3. Zur Heimatgeschichte. 4. Zur Landes- und Volkskunde. 5. Heimatbücher und andere Sammelbände. 6. Wanderbücher. — Die Liste berücksichtigt nur Werke westfälischen Charakters, nicht Werke westfälischer Dichter und Schriftsteller überhaupt. Leitern von Jugend- und Volksbüchereien sowie allen, die nach geeigneten Heimatbüchern für die Jugend und das reifere Alter suchen, wird das mit großer Sorgfalt und Umsicht aufgestellte Verzeichnis willkommene und wertvolle Dienste leisten. Von Dr Heinr. Schauerte.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 8 — 28. Januar 1928 — 3. Jahrgang

Als ich noch Prinz war...

Roman von Paul Hain.

(28. Fortsetzung) Urheber-Rechtsschutz Verlag Oskar Meister, Werdau Sa. (Nachdruck verboten)

„Wir machen eine Spritztour nach Newyork, Fräulein Wielandt," erklärte Therese, die sich hier freier gab als im Salon. „Das ist ja ein angenehmes Zusammentreffen —"

„Ich habe ein Engagement an die Metropolitan-Opera angenommen —"

„Ach — meinen Glückwunsch —"

Karl Ferdinand sagte:

„Und gerade der gleiche Dampfer — mit dem wir fahren. Meine Frau ließ keine Ruhe —"

„Was soll man auch zu Hause, nicht wahr?" meinte Therese heiter.

Anita fand sich nur mühsam zu einem zwanglosen Ton. Sie war im Innersten ergriffen von dieser Begegnung. Auch Karl Ferdinand mußte sich Gewalt antun, um die Haltung zu bewahren. Anita verabschiedete sich nach kurzer Weile. Sie hätte Kopfschmerzen, sagte sie, und wolle in ihrer Kabine ruhen. Sie vertrüge wohl die Seeluft nicht.

„Auf Wiedersehen —"

Karl Ferdinand reichte ihr die Hand. Und nur sie hörte den tiefen Herzenston, der in diesen Worten vibrierte. — —

Rätselvoll wirkt das Schicksal oft im Leben der Menschen. Geheimnisvoll sind die Fäden, die eine unbekannte, höhere, überirdische Macht in den Händen hält und die sie, bald hier, bald da, verwirrend zwischen die Menschen spannt, jenen umgarnend, den andern aus gefährlichen Maschen lösend; und vermag niemand zu erraten, welch rätselhaftes Gesetz seinen Lebensweg bestimmt. Doch glauben alle, die reinen Sinnes sind, daß es die Liebe sei, die große, göttliche Liebe, die über der Erde regiert! — —

Die Tage vergingen.

Anita und Karl Ferdinand waren oft zusammen. Therese spielte Tennis, ließ sich in dem Salon von exotischen Fürsten und amerikanischen Dollarmillionären Komplimente sagen, und fand diese ganze Fahrt entzückend. —

Bis dann jene unsichtbare, geheimnisvolle Faust, die schon so oft aus dem Dunkel heraus eitles, prahlerisches Menschenwerk zu Stückwerk wandelte, schicksalsgewaltig zugriff.

Aus einer amüsanten, nach menschlichem Ermessen vollkommen sicheren Spazierfahrt über den Ozean wurde eine Tragödie, die noch wochenlang nachher die Presse zweier Kontinente in Atem hielt. —

Karl Ferdinand und Anita standen an der Reling des Promenadendecks. Beide im Gesellschaftsanzug, denn bald mußte der Gong zur Abendtafel rufen. Therese war noch in ihrer Kabine mit dem Umziehen beschäftigt.

Es war ein milder Frühlingsabend. Wunderbar klar stand der Sternenhimmel über dem Wasser. Und der Mond ließ die Wellen silbrig leuchten, in einem märchenhaften, opalisierenden Glanz.

„Wie schön die Welt ist, Ferdi —"

Er strich leise und zaghaft über ihre Hand.

„Wenn diese Fahrt nie enden wollte, Anita —"

„Sie endet aber, wie alles —"

„Ja — wahrscheinlich —"

„In fünf Tagen ist auch d a s vorbei —"

„Daß man die Zeit nicht aufhalten kann, Anita —"

Sie lachte leise.

„Das sagtest du schon einmal — es ist lange her. Du wolltest du einen kurzen Sommer zur Ewigkeit machen."

„Sprich nicht davon, Anita —"

Sehr leise sagte sie:

„Ich wollte dir nicht wehe tun."

Mit Volldampf rauschte der „Leviathan" voraus. Schneeweißes Gischtgekräusel zu beiden Seiten aufwerfend. Magisch leuchtend im Dunkel der Wellen.

Therese tauchte auf.

„Ihr Nachtschwärmer — ihr steht noch draußen? Es ist doch kühl!"

Anita fröstelte plötzlich.

„Ja —"

Sie hüllte sich fester in den Mantel.

Karl Ferdinand sagte:

„Man kommt ins Träumen, Therese, wenn man so ins Meer blickt. In das Schaumgerieisel. Und ringsum nur Wasser und Sterngefunkel —"

„Dann mußt du eben nicht so oft ins Meer blicken, Ferdi, und dich mehr der Gesellschaft widmen."

Therese schob den Arm unter den seinen.

Trompetentöne über Deck kündeten an, daß es Zeit zum Essen sei. Von überall tauchten Menschengruppen auf, festlich und elegant gekleidet, begaben sich in die Speisesäle, in denen schon an den tadellos gedeckten Tischen die Unterhaltung hin- und herschwirrte.

Anita saß neben dem jungen Schiffsarzt, dem seine Verliebtheit in die junge Sängerin, die trotz ihrer Jugend schon so berühmt war, immer wieder die Röte ins Gesicht trieb, wenn er das Wort an sie richtete. Ab und zu flog ihr Blick fast ängstlich zu Karl Ferdinand hinüber, der teilnahmslos die Rhetorik eines Dollarfürsten aus Cincinnati über sich ergehen ließ, der ein Bombengeschäft in Rind- und Schweinelieferungen mit Germann abgeschlossen hatte. Therese ließ eitel den selten großen Diamanten an ihrem Ringfinger blitzen und unterhielt sich vortrefflich mit dem Grafen Solms, dem großen, internationalen Golfspieler, der nach Amerika fuhr, um sich dort an ersten Spielen zu beteiligen. Man hatte schon verschiedene gemeinsame Bekannte festgestellt und Solms freute sich „riesig auf die angenehmen Wochen, die er in der Gesellschaft der Prinzessin drüben würde verleben dürfen." Er war ein Tourmacher elegantester Art.

An einem andern Tisch war der Kapitän Mittelpunkt der Unterhaltung und spann sein beliebtes „Seemannsgarn". Er verstand ausgezeichnet zu plaudern, vom Kapitän des „Leviathan" konnte man verlangen, daß er außer seinen hervorragenden fachlichen Qualitäten auch ein gewandter Gesellschaftsmensch war.

Und über das Gewirr der Stimmen warf die Musikkapelle ihre schmachtenden oder exotisch-erhitzten Rhythmen — unermüdlich. —

Da gab es plötzlich einen Ruck! Die Wände erschütterten. Gläser, Flaschen, Teller klirrten zu Boden. Tischtücher, von krampfenden Fäusten jäh hochgerissen, glitten herab. Stühle wankten.

Alles war aufgesprungen. Totenblaß.

Den Musikern waren die Instrumente förmlich aus den Händen oder vom Munde gerissen worden.

Frauen kreischten auf. Hysterisch.

Zusammenstoß? —

Unmöglich!

Der Kapitän war blitzschnell aufgesprungen — in langen Sätzen raste er die Treppe nach oben — an Deck!

Klare Nacht.

Was — in Teufels Namen — war denn los?

Der zweite Offizier stand auf der Kommandobrücke Kreideleich. Die Augen ratlos, vor Grauen erstarrt, aufgerissen.

„Was ist?!"

„Eis!" sagte jener tonlos.

Eine kaum sichtbare, matt schillernde Masse schob sich, wohl fünfzig, sechzig Meter vom Dampfer entfernt, aus dem Wasser. Beides fast gleichfarbig — im Wellengang die Umrisse des kleinen Eisbergs kaum zu ahnen. Also u n t e r dem Wasser mußte er eine ungeheure Ausdehnung haben — und der „Leviathan" war — aufgefahren. Mit Volldampf.

„Ein abgetriebener Eisberg — Schweinerei," stieß der Kapitän hervor. „Na — wird nicht so schlimm sein —"

Kommandos schrillten.

„Schotten dicht!"

Und dann:

„Maschine stoppen!"

Stille trat ein. Das gewohnte Geräusch der stampfenden Motore war verstummt. Und diese plötzliche Stille wirkte vernichtend auf das Gemüt der Passagiere, die nun an Deck strömten, aufgeregt, voll Angst. Kälte strömte plötzlich um das Schiff. Groß schien der Mond.

Die Offiziere wurden mit verzweifelten Fragen bestürmt. Sie gaben beruhigende Antworten.

„Kleinigkeit. Leichter Defekt. Kein Anlaß zur Furcht. Ein Schiff wie der „Leviathan" ist doch keine Nußschale. So ein Schiff kann ü b e r h a u p t nicht untergehen!"

Aber das war eine Beruhigung für M i n u t e n! Der „Leviathan" saß mit dem Vordersteven auf dem Eisblock fest. Man mußte immerhin — auf a l l e s gefaßt sein. Der Kapitän, seine Offiziere, die Mannschaft — s i e ahnten es.

„Rettungsgürtel — Korkwesten verteilen!"

Jetzt bröckelte langsam aller Kulturfirnis ab. Geschrei, Weinen, Wehklagen — Männer stießen wilde Flüche aus. Der elegante Graf Solms griff als erster nach der Korkweste — er war mit einemmal nicht mehr der zuvorkommende, liebenswürdige Galantuomo des Salons.

Karl Ferdinand hielt Therese fest umklammert. Sprach ihr tröstend zu. Legte ihr selbst den Rettungsgürtel um. Sie schauerte zusammen. Er selbst verzichtete — da sich herausstellte, daß d i e s e Rettungsmittel nicht für alle Passagiere reichten.

„Nur nicht verzweifeln, Therese —," flüsterte er.

Sie wand sich unter seinen Armen.

„Halt mich nicht fest —"

Ihr Gesicht war verzerrt.

„Wir müssen in das erste Rettungsboot —"

Das Schiff neigte sich allbereits etwas nach vorn. Der Vorderrumpf mußte aufgerissen sein.

„Nur Geduld — Geduld —"

Gebrüll erhob sich. Einige Passagiere hatten sich um einige, an Flaschenzügen hängende Boote gedrängt, hatten die Haken gelöst, die Taue zerschnitten —

Wütende Kommandos hieben dazwischen.

„Wahnsinn! So können die Boote ja nicht ins Wasser kommen!"

Therese drängte ebenfalls dorthin. Ein Boot — das schien ihr Rettung —

Mühsam hielt Karl Ferdinand sie zurück.

„Verrückt — verrückt! Man wird dich zertreten —"

„Du willst mich ertrinken lassen! !"

Den Offizieren war es gelungen, die erbitterte Menge von den andern gefährdeten Booten zurückzudrängen. Die Stimme des Kapitäns piff durch das Stimmenchaos.

„Fünf Minuten Geduld, Leute! Die Boote werden klar gemacht. Wer uns daran hindert, wird erschossen!"

Das wirkte. Jeder Offizier hielt den Revolver in der Hand, während die Matrosen hinter ihnen daran arbeiteten, die Boote fertig zu machen.

Da fiel Karl Ferdinand Anita ein. In der ersten Woge des Entsetzens hatte er naturgemäß Therese an sich gerissen, war mit ihr an Deck geeilt — im Gewirr hatte er Anita verloren.

Nun aber — wo war sie?

Dunkler Gedanke krallte sich in sein Hirn. Wenn es wirklich ans Sterben ging — im Tode sollte Anita bei ihm sein.

„Ich suche Anita Wielandt — sie ist ohne Schutz —," rief er Thgrese zu, die an der Reling lehnte. Sie lachte schrill. Sinnlos.

Er fand sie auf der Treppe zum Speisesaal sitzen. Gefaßt. Ruhig. Von unten klang das Orchester. Die Musiker spielten — trotz Tod und Verderben.

„Anita —"

Sie blickte auf. Streckte ihm die Arme entgegen — wie ein Kind.

„Komm —," sagte er.

Sie schmiegte sich einen Augenblick lang an ihn. Sie verstanden einander mit einem Blick — und nun suchten sie den Weg zurück, zum Hinterdeck. Therese sah sie kaum. Sie hatte nur Augen für die Boote, die langsam an den Flaschenzügen in das eisige Wasser herabglitten.

Ein Offizier schrie:

„Frauen und Kinder — in die Boote!"

Männer drängten sich vor. Hielten mit wütenden Fäusten schreiende Frauen zurück.

Ein Schuß knallte.

Einer der feigen Egoisten sank zusammen. Er riß noch im Fallen eine Frau mit sich. Die andern wichen zurück.

„Komm' — komm'!"

Therese drängt nach vorn — sinnlos — angstverzerrt.

„Warte doch — es sind noch mehr Boote!"

Sie schlägt ihm die Faust gegen die Brust.

„Komm' — oder laß mich allein!"

Ihre Stimme kreischte:

„Ich bin die Prinzessin Branzell — Platz für mich!"

Das erste Boot stößt ab. Ueberfüllt. Kippt um. Entsetzen schreit aus dem Wasser. Niemand kann helfen.

Das nächste Boot.

Da reißt sich Therese los. Ein seidener Fetzen ihres Aermels bleibt dem Prinzen in der Hand hängen. Sie rennt nach vorn — stößt Kinder zur Seite — ihre Stimme überschlägt sich:

„Ich bin die Prinzessin Branzell —"

Ein Offizier fängt sie in den Armen auf — bahnt ihr den Weg zum Boot — sie lacht angstbefreit — wie jubelnd — das Boot senkt sich —

Fährt davon — Arme ringsum im Wasser — die sich festhalten wollen —

Fährt davon — —

Schwimmt es noch —?"

Karl Ferdinand zog Anita fest an sich. Erschüttert murmelte er:

„Ich hab' sie nicht halten können —"

Sie lehnte das Gesicht an ihn:

„Ich bleibe bei dir, Ferdi —"

Ununterbrochen arbeiteten die Telegraphisten und die Hilfesignale stachen über die dunkle See! Raketen stiegen auf!

(Fortsetzung folgt)

Der Pelzjäger.

Nach einen wahren Begebenheit erzählt von Ernst Herbert Petri.

Bleich und verschwommen ging weit drüben im Westen über der Hudsonbucht die Sonne unter und beschien mit ihren letzten schwachen Strahlen die einsame Schneewüste Labradors. Mißmutig stapfte Peter Michot, der kanadische Pelzjäger, seiner verschneiten Hütte zu, die zwei Kilometer vor ihm auf dem anderen Ufer des unter Eis ruhenden Flusses lag. Er kam von einer Besichtigung seiner weit verteilten zweihundert Fallen. Die Beute war jämmerlich gewesen; drei Silberfüchse fand er in den Eisen; sechshundert Dollar hätten sie ihm gebracht; doch die Wölfe hatten sie bis auf die Schädel und Knochen verschlungen.

Michot erreichte den Fluß. Vorsichtig stieg er die Böschung hinunter und betrat das Eis. Schritt für Schritt prüfte er den Boden unter der trügerischen Schneedecke. Es wurde schon dunkel, als er an das jenseitige Ufer kam.

Mit einem Sprung wollte der Kanadier das Eis verlassen; da glitt sein rechter Fuß nach hinten und versank; der Körper schlug schwer nach vorn, und ein rasender Schmerz zuckte durch das in der schmalen Eisspalte gefangene Bein.

„Gebrochen!" fuhr es Michot durch den Kopf. Kalt lief ihm der Schrecken über den Rücken. Er befreite mühsam seinen Fuß und versuchte aufzutreten. Doch er sackte stöhnend zusammen. Der Unterschenkel war gebrochen.

Den Einsamen und Hilflosen umgab bald darauf tiefe Nacht. Die Kälte stieg ihm langsam aber unabwehrbar die Glieder hoch und ließ die Füße erstarren.

Auf den Händen und auf dem gesunden Knie kroch der Jäger die Uferböschung hinauf. Er fürchtete rasend zu werden vor Schmerz. Doch er biß die Zähne zusammen und schleppte sich zweihundert Meter weiter.

Er ruhte einige Minuten. Wieder begann der Frost seine Glieder zu lähmen. Hundert, zweihundert Meter mühte er sich vorwärts. Er mußte sich abermals eine Pause gönnen. Doch die Kälte drang durch den dicken Pelz, und die Hände waren steif in den unförmigen Handschuhen. Die Verzweiflung würgte ihm die Kehle. Kaum ein Kilometer trennte ihn noch von der rettenden Hütte, und doch lag diese für den Hilflosen unendlich weit, unerreichbar.

Mit aller Energie raffte er sich hoch und kroch weiter. Da stieß er auf eine Falle, die letzte vor seiner Hütte, achthundert Meter von ihr. Eine Wildkatze hing im Eisen. Eine Wildkatze? Mit entsetzten Augen starrte Michot auf den Kadaver; nur der Kopf und die Vorderhand lagen vor ihm, der Rest war bis auf die Knochen von Wölfen abgefressen.

Da glaubte der Kanadier auch schon schwarze Schatten über den Schnee streichen zu sehen, und aus dem Dunkel glühten ihm ein paar grüne Lichter entgegen. Neuer Lebenswille schoß dem Jäger durch die erlahmten Glieder. Nur nicht bei lebendigem Leib von den Wölfen zerrissen werden!

Michot kroch weiter. Die Verzweiflung trieb ihn an, und die Kälte linderte den Schmerz im gebrochenen Bein. Dreihundert Meter kämpfte er sich vorwärts, dann mußte er wieder halten. Doch da sah er, daß die schwarzen Schatten ihm gefolgt waren; ruhelos strichen sie um ihn her. Aus der Ferne klang langgezogenes klagendes Heulen herüber, und zwanzig Meter vom Jäger antwortete heiseres, wütendes Bellen. Das Ende mußte kommen, wenn das Rudel dort hinten heran jagte und sich auf ihn stürzte.

Der Kanadier hastete weiter. Vierhundert Meter mochten ihn noch von der Hütte trennen, da starrten ihn wenige Schritte entfernt wieder die Lichter an; sie schienen ihm den Weg versperren zu wollen. Der Jäger richtete sich auf den Knien hoch, riß die Büchse von der Schulter, zog mit den Zähnen den Handschuh von der erstarrten Rechten und schoß. Die Lichter verschwanden, ein kurzes Aufheulen, ein Scharren im Schnee; der Schuß hatte getroffen und Michot Zeit gewonnen: die Wölfe verschlangen den Kadaver. Der Kanadier warf den Gewehrriemen über den Kopf und kroch weiter.

Hinter sich hörte er das Knurren der Tiere, die sich um die Beute rissen, und schon klang auch das Keuchen des herangelockten Rudels zu ihm. Der Jäger arbeitete sich weiter, daß ihm der Schweiß aus den Poren drang und sich als beißende, quälende Eisschicht um die Stirne legte. Schon sah er die Zwergkiefer, die zwei Minuten von seiner Hütte entfernt stand, da glaubte er den heißen, stinkenden Atem eines Wolfes zu spüren. Er warf sich herum. Fünf Meter vor ihm starrten wieder grüne Lichter. Michot riß die Büchse an die Schulter. Schlapp gab der Abzug dem Finger nach; der Jäger hatte nach dem ersten Schuß nicht wieder geladen. Er zerrte am Kammerstengel, die Haut der Handfläche klebte in Fetzen am Stahl, die Kammer rührte sich nicht. Festgefroren!

Mit verzweifelter Wut packte der Kanadier den Lauf und schleuderte das unnütze Gewehr von sich, daß der Wolf aufheulend zurückstob. Da stürmte aber schon das Rudel heran.

Schritt um Schritt kroch der Kanadier zurück, das Gesicht den Tieren zugewandt. Lauernd, die blinkenden Zähne fletschend, schlich ein Wolf von der Seite heran. Michot zog die achtschüssige Pistole, seine letzte Rettung, aus der Manteltasche und schoß. Das Tier fiel zur Seite und lag still. Das Rudel stürzte auf den Kadaver.

Der Jäger kroch rückwärts weiter; zwei-, dreimal hielt er und schoß in das Rudel. Es stob jedesmal heulend auseinander und warf sich dann auf den Getroffenen.

Zwanzig Meter trennten den Kanadier noch von der Hütte, da sprang ihn von der Seite ein Wolf an, grub die Zähne in den dicken Pelz des linken Aermels und riß den Jäger nieder. Der hieb ihm den Lauf in die Schnauze und drückte ab. Der Schuß sprengte dem Wolf den Schädel. Doch schon griff den verzweifelt Kämpfenden ein neuer Feind in Rücken an und riß die Fetzen aus dem Pelzmantel. Michot warf sich herum und jagte dem Tier zwei Schüsse in den Kopf. Drei Meter vor der Hüttentür fielen zwei Wölfe zugleich über den Jäger her; den einen schoß der Kanadier mit der letzten Kugel nieder, dem anderen stieß er den Lauf durch das Auge ins Gehirn.

Da hatte Michot die Türklinke in der Hand; er öffnete. Er fiel in die Hütte, denn ein Wolf warf sich auf seinen Rücken und verbiß sich in den Kragen seines Pelzmantels. „Die Tür! Die Tür!" war der einzige Gedanke des Jägers. Er zerrte sich und das Tier in das Innnere der Hütte und mit übermenschlicher Anstrengung warf er die schwere Tür ins Schloß. Polternd rannte das Rudel gegen die Bohlen. Die aber hielten den Ansturm aus.

In der Hütte war es vollständig dunkel. Michot sah nur vor sich die Augen des Wolfes glühen. Dann fiel das Tier erneut über ihn her. Der Kanadier kämpfte ohne jede Waffe, mit erstarrten Händen und ermattenden Kräften. Er versuchte, die Bestie zu erwürgen, doch seine Finger erlahmten. In Fetzen hingen ihm der Pelz und der dicke Lodenrock vom Körper. Da fiel der schwere Tisch um; ein Messer polterte zu Boden. Michots suchende Hand fand es. Er zog dem Wolf die Klinge durch den Schlund. Das Tier röchelte kurz. In der Hütte wurde es still ...

Eine Pelzhändlerkarawane mit ihren Hundeschlitten fand den Kanadier am anderen Tage. Sie brachte den Jäger zum Fort St. George in Sicherheit. Dort lag Michot lange, bis er genas.

Sein Kamerad.

Skizze von Heinrich Wiegmann.

Jean Bodri war schon lange nicht so niedergeschlagen gewesen wie heute. Wohl hatte ihm das Schicksal bereits so manchen Schlag versetzt und seit er sich wegen der schönen Tänzerin mit dem Bruder entzweite, waren seine guten Tage eigentlich dahin. Die dressierte Hundemeute, die er damals in London vorführte, ging nach dem Genuß verdorbenen Fleisches bis auf eine Dogge ein, und als er dann eine neue Stellung suchte, war mit dem Verlust der Tiere auch seine Existenz bedroht. Nur mit Mühe gelang es ihm, in einem kleinen Zirkus unterzukommen. — Mister, die einzig überlebende Dogge, die als Reiter zu Pferde auftrat, trug ihm nur eine karge Gage ein. Nichts wäre naheliegender als die Dressur einer neuen Hundemeute vorzunehmen. Doch ließen Spannkraft und Selbstvertrauen stark nach und er verschob die Ausführung des Planes immer wieder. Als er ihn dann endlich verwirklichen wollte, war es zu spät. Die Riesen-